

Literatur des Auslandes.

N^o 98.

Berlin, Montag den 15. August

1836.

England.

Die Familie Vanderlin.

(Nach dem Lady's Book.)

Zu den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts geschah es, daß der reiche Holländer Jakob Vanderlin nebst mehreren Landseuten zu Hamburg ein gutes Fahrzeug, den „Palatin“, in Fracht nahm, um mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut nach Pennsylvanien überzufahren. Die reisende Gesellschaft bestand aus dreißig Personen und zur Hälfte aus Frauenzimmern. Damals trieben die Spaniere ihr Raubwesen, und der Name Kidd war das Schrecken Aller, deren Weg über den Ocean führte. Darum hatten Vanderlin und seine Gefährten nicht allein für ein wohlbewaffnetes und gerüstetes Schiff gesorgt, sondern auch dem Capitain Horner zur Pflicht gemacht, eine tüchtige und zuverlässige Mannschaft anzuwerben. Binnen wenigen Tagen hatte der Capitain seine Anstalten beendet. Sein erster und zweiter Schiffslieutenant waren ihm zwar persönlich unbekannt, aber durch das vornehmste Amsterdamer Handelshaus empfohlen; zum dritten Lieutenant hatte der Capitain seinen eigenen Adoptivsohn, einen jungen Engländer, Namens Reynolds, genommen. Das Schiffsvoll bestand aus fünf- und dreißig kräftigen Seehunden, eisenschte Leute, von des Capitains Werbern aus allen seefahrenden Nationen Europa's ausgesucht, und von denen es Jeder für sich allein mit dem gewaltigen Kidd aufnehmen konnte.

Sehr erfreut durch einen so ermutigenden Bericht, dessen letzter Satz freilich in einem ganz andern Sinne wahr seyn mochte, als wie der Capitain zu verstehen gab, gingen unsere Reisenden unter Segel, und Maria Vanderlin sah mit thränenreichen Augen zum ersten und letzten Male die Sachen geliebten Gestalt ihres Heimathlandes am Horizont niedertanzen. Maria war eine schöne und jarte Blume, an den Ufern der Elbe aufgewachsen, und würde die Trennung vom mütterlichen Boden nicht überlebt haben, wären nicht diejenigen Personen um sie gewesen, deren liebendes Antlitz die Sonne ihres Lebens war, ihr Vater nämlich, ihre Mutter und ein Dritter, mit dem sie gern einsam und verborgen in einer Wüste hätte blühen und verblühen mögen. Dieser Dritte war Reynolds, der Sohn eines Englischen Kaufmanns und Horner's Neffe. Sein Vater hatte ihm ein unabhängiges Vermögen hinterlassen, und der junge Mann hatte bereits mehrere Reisen in Gesellschaft seines Oheims gemacht, mehr um seiner Neigung und Wißbegier zu genügen und um die seemannische Kunst zu erlernen, als um des Erwerbes willen. Er hatte Maria Vanderlin kennen gelernt und ihr seine Verehrung und die aufrichtige Liebe, womit er ihr huldigte, nur aus der Ferne bezeugt. Gegenwärtig hatte er einen Theil seines Vermögens in Geld umgesetzt, vor seinem Oheim die Lieutenantstelle am Bord des „Palatin“ erlangt und folgte der Fügung des Geschicks, welches ihn der neuen Welt zuführte.

Wir überspringen eine Zeit von fünf Wochen und finden den „Palatin“ mitten auf dem Atlantischen Ocean bei völliger Windstille wieder. Es schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen: seit 12 Tagen war jeder Windhauch erstickt; die See lag bewegungslos, als wäre sie bis auf den Grund gefroren. Tag für Tag wälzte sich die brennende August-Sonne von Ost nach West über das glühende, trockene Firmament und sank in die Wasserfläche nieder, ohne daß ein Wölkchen die blendende Kraft ihrer Strahlen dämpfte und die Dämmerung mit Farben schmückte. Die unglücklichen Reisenden sahen nichts vor sich, als die schweigende, unermeßliche Weite, die stillige Sahara, in deren Mitte ihr Schiff gefesselt lag.

Zwölf Tage hatte diese Windstille bereits gewährt. Die Sonne sank eben unter die Fluthen, wie in ihr Grab. Auf dem Verdeck des „Palatin“ stand eine Menschengruppe versammelt: wie traurig waren sie verändert. Fünf Wochen früher leuchteten Gesundheit und froher Muth aus jedem Antlitz, und sie hatten unter Freudengeschrei und gräßlichem Lärm den Hafen verlassen. Jetzt waren sie bleich und abgemagert; ein großer Theil ihrer Vorräthe war auf unerklärliche Weise verschwunden; ein bössartiges Fieber herrschte in der Kajüte und am Steuerbord, und eben jetzt waren die Reisenden zu einer Leichenseier versammelt. Noch hatte die zerstörende Krankheit die Reien der Matrosen nicht heimgesucht; die rohen Gesellen betrachteten die Ceremonie mit mütterlicher Fühllosigkeit, wozegen das trübe und niedergeschlagene Aussehen der Reisenden mitleidswürdig abfiel. Unter ihnen stand Vanderlin, die hohlen Wangen vom Fieber gezeichnet; seine Tochter stützte seinen Arm und schaute in sein Antlitz, gleich wie ein Engel der Gesundheit; unter Kranken und Sterbenden war sie wie ein lichter

Genius unbeschädigt und unentstellt einhergeschritten. Die traurige Ceremonie ging vor sich, das letzte andächtige Gebet war gesprochen, und der Leichnam des alten Capitains sank vom „Palatin“ zu den Tiefen der See hinab. Die helle Fluth beschrieb weite Kreise um die Stelle, und es schien, als hätte der Ocean dieses Opfer erwartet; am äußersten östlichen Horizont begann die Fluth zu schwellen, und ein leichtes Wölkchen stieg empor.

„Die Raaken gestellt!“ erscholl eine rauhe Stimme; „unser Jonas ist zum Teufel gefahren, und jetzt bekommen wir Wind!“ Bei dieser fühllosen Rede wendeten die Reisenden ihr Gesicht mit unwilligem Ersauern; ihre Augen trafen den tückisch flammenden Blick des bisherigen ersten Schiffslieutenants, Mart Dusenbach, der jetzt Capitain des „Palatin“ geworden war. Die braune vierschrötige Gestalt stand auf dem Hinterdeck aufgesprungen und kommandierte mit lauter, herrischer Stimme, während die Matrosen um die Masten und Raaken beschäftigt waren und der frischen Kühlung die ganze Breite der Segel entgegenspannten. Die Reisenden fühlten, daß ihnen sowohl als dem Schiffe ein neuer Herr gegeben war; eingeschüchtert von seinen wilden Blicken, die sie weder deuten noch ertragen konnten, zog sich ein Jeder an seinen Platz in der Kajüte oder am Steuerbord zurück.

Capitain Horner hatte mit Recht gesagt, daß sein erster Lieutenant es allenfalls mit Kidd selbst aufnehmen könnte; es war wirklich ein kolossaler Wölkchen. Mart Dusenbach hatte unter Kidd's Kommando gedient, bis er der alltäglichen Gräuelt des Meerüberwessens überdrüssig wurde und diesen Dienst mit dem Vorsatz verließ, eine recht ausgesuchte unerhöbete Unthat zu begehen. Er ging bei einem Holländischen Kaufmann in Sold und verschaffte sich, als ein durchaus tüchtiger Seemann, sehr bald Empfehlungsschreiben, mit deren Hilfe er zu seiner Stelle am Bord des Palatin gelangte. Er hatte von dem Plan der Auswanderung gehört, und der böse Geist hatte ihm zugesichert, dies sey die goldene Gelegenheit, wo er sein schlaues Talent zeigen und neue Vorbeeren des Verbrechens einräubten könne. Der zweite Lieutenant war sein Gesell und einer seines Gleichen; eben so bestand die Schiffsmannschaft, die er kraft seines Kommandos hauptsächlich angeworben, aus lauter „geriebenen“ Burschen. Die tödtliche Krankheit am Bord des Schiffes war von ihm und seinen Spielgefährten zuwege gebracht, und sie hofften, sich in kurzer Zeit ohne Gewaltthätigkeit sämtlicher Passagiere zu entledigen. Durch Horner's Tod war der letzte, der ihre Absichten vereiteln konnte, bei Seite geschafft. Daher stolzte Dusenbach auch mit triumphirenden Schritten über das Hinterdeck. Er winkte Dunscombe, seinen Nächsten im Kommando, zu sich: „Das ist ein hundstüblicher Wind und bläst Keinem zur Freude“, begann der hartherzige Pirat. — „Was Wind?“ sagte Dunscombe: „schwacht mir nicht von Wind nach dieser prächtigen Windstille: die hat uns besser zu unserem Plan geholfen, als aller Wis, womit wir's angestellt hätten. Nur meine ich, den alten Horner hätte das Fieber zuerst packen sollen.“ — „Besser so, Freund Dunscombe“, versetzte der Capitain; „sind die Leute reis?“ — „Zum Abfallen reis“, sagte Dunscombe. — „Aber Reynolds?“ — „D! der auch; er lachte und sprang vor Vergnügen, wie ich ihn ein Bissel in den Plan unserer Komodie gucken ließ.“ — „Tragödie wolle ihr sagen, — na, darauf kommt nichts an. Mich freut nur, daß Reynolds zu uns hält; 's ist ein verschmitzter Bursch, wir können ihn brauchen. Ihn' Du indessen weiter, was Deines Amtes ist, so haben wir ihnen in einigen Tagen Allen den Garaus gemacht.“ — So sprachen die beiden vollendeten Wölkchen mit einander, und jedem mitleidigen Gefühl abgestorben, betrachteten sie mit grausamer Lust das schnelle Hinsterben der unglücklichen Passagiere und Eigenthümer des Schiffes und seiner Ladung. Was aber Reynolds betrifft, so hat der Leser gewiß schon die Wahrheit vermutet, daß der wackere Jüngling sich nur aus Vorsicht so stellte, als wäre er mit Dunscombe's Plänen einverstanden, vielmehr aber fest entschlossen war, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um Marien und die Ibrigen aus der Todesnoth zu retten.

Noch sechs weitere Tage trieb das Schiff in den Amerikanischen Gewässern hin und her, und jeder Tag sah zwei oder drei neue Schlachtopfer in das Wellengrab versenken, bis nur noch sechs oder acht halbverhungerte Unglückliche, vom Fieberausatz entsetzt, umherschlichen. Hin und wieder versammelten sie sich zum Begräbniß eines Reisegefährten auf dem Verdeck; dann sendeten sie sehnsüchtige Blicke über die Fluth, ob vielleicht ein bläulicher Streif am Horizont ihnen das Land der Verheißung andeutete, sie weinten und rangen die Hände und baten kläglich, man möchte sie doch ans Land sehen. Dazu aber war Mart Dusenbach noch gar nicht gesonnen.

Vanderlin lag auf seiner Matte und drückte seines Weibes und seiner Tochter Hand in die seinige. „Ach! ihr seyd krank, dem Tode

nabe", sprach der zärtliche Vater: „mögen sie all' unser Gut behalten, die Böfewichter, wenn sie nur unseres Lebens schonen.“

„Nein!" rief die muthige Gattin aus, „nimmermehr! eher will ich mein Leben hingeben!" — „Und Vaters Leben, Mutter?" stöhnte Maria unter Angst und Thränen. Die Mutter antwortete mit bebenden Lippen, aber fester Stimme: „Was würde es helfen, geliebter Mann, wir sollen und müssen sterben, damit die Verbrecher sicher sind; von dem Augenblick an, wo sie ihren höllischen Plan anbrüteten, war unser Tod unwiderruflich beschlossen. Der gute Engel, der uns bis hierher am Leben erhalten hat, der weiß auch, daß nur ein Wunder uns retten kann. Schon hat das Fieber einige Leute vom Schiffsvoll ergriffen; sie müssen schleunig in einen Hafen einlaufen, und dahin dürfen sie nicht mitbringen. Wenn also die Krankheit nicht bald unserem Leben ein Ende macht, so werden es ihre Messer thun!" — „Was Ihr da sagt, ist wahr", sprach Reynolds, der so eben leise in die Kajüte trat, mit gedämpfter trauriger Stimme; „aber ich schwöre" — hier kniete er neben Marien nieder und drückte sie inbrünstig an sein Herz — „lebend oder todt, wir gehen zusammen von hinnen!"

(Schluß folgt.)

Sir Humphry Davy.

(Schluß.)

Seinabe drei Jahre nach Erfindung der Sicherheits-Lampe, im Oktober 1818, wurde Humphry Davy zum Baronet erhoben; obgleich aber sein Bruder dieser Beförderung so gedenkt, als wäre sie eine Belohnung für seine große Erfindung gewesen, so bekräftigen dennoch die späte Anerkennung und die neue Stellung unter der Aristokratie, welche seine Heirath, sein Reichthum und seine geistvolle Unterhaltung ihm gesichert hatten, in dem Gedanken, daß er diesen Rang niemals erstiegen haben würde, wenn er im Heiligthum der Wissenschaft am königlichen Institute gedient hätte.

Der nächste Gegenstand, welcher Davy's Genius beschäftigte, war das Aufrollen der alten Manuskripte, die man aus dem verschütteten Herculaneum ans Licht gefördert hatte. Nachdem alle vorgängigen Versuche gescheitert waren, hoffte man, vermöge eines chemischen Prozesses die zusammenlebenden Blätter von einander trennen und die Schrift entziffern zu können. Einige Fragmente, an denen Herr Hayter und Dr. Siedler sich versucht hatten, kamen Sir Humphry in die Hände. Dieser brachte die dicht an einander klebenden Schichten in eine Atmosphäre von Chlor, und als der Papyrus dampfte und eine gelbe Farbe annahm, wurde die Schrift weit lesbarer. Durch diese Experimente ermuntert, gingen Herr Hamilton und Andere mit Eifer an die Sache. Humphry Davy erwirkte sich von der Regierung die erforderlichen Unterstüzungen und reiste den 26. Mai 1818 nach Italien, um seiner Methode praktische Anwendung zu geben. Als er in Neapel angekommen war, machte er sich mit Eifer an ein Geschäft, bei welchem Chemie und Literatur gleichmäßig interessirt waren.

Bis dahin hatte man angenommen, die eigenthümlichen Farben der Manuskripte seyen durch die mehr oder weniger intense Wirkung des Feuers hervorgebracht worden, und zwar je nach der größeren oder geringeren Distanz der Lava, welche den Theil der Stadt, wo man die Bücherrollen vorfand, bedeckt haben sollte. Sir Humphry bewies aber, daß diese Rollen der Hitze nie ausgesetzt gewesen seyen. Sie hatten bloß durch die langsame Wirkung ihrer Elemente gelitten (nachdem der vegetabilische Stoff des Papiers sich verkohlt hatte), gerade so, wie das Holz in Bovey-Kohlen sich verwandelt. Indem Sir Humphry bei regelmäßiger Hitze den bituminösen Stoff durch Chlor oder Aether zerlegte oder auflöste, gelang es ihm, 23 Manuskripte theilweise aufzurollen; aber im Ganzen scheiterte sein Plan dennoch, weil die Manuskripte zu sehr beschädigt waren. Fast noch mehr, als mit den Manuskripten, hatte Davy mit der Scheelsucht der Kuratoren des Museums zu kämpfen. Er kam endlich auf das Ergebnis, daß er bei Fortsetzung des Unternehmens nur Geld verschwendete und außerdem seinen Charakter kompromittirte.

In der Mitte des Jahres 1820 wurde Davy, nachdem Sir Joseph Banks das Zeiliche gesegnet hatte, an der Stelle dieses ehrwürdigen Greises Präsident der Königl. Societät, und jetzt war Newton's Rathgeber seinem Sörgeiz eröffnet. So sehr diese Beförderung ihm schmeichelte, so war der Besitz der neuen Würde doch mit vielem Ungewach verbunden. Obgleich er seinem Posten mit Würde und Unparteilichkeit vorstand, so hatte er sich doch in seiner Hoffnung, die Interessen der Societät und der Wissenschaft fördern zu können, gar sehr verrechnet; er fand die Regierung „ziemlich lau oder selbst gleichgültig in Sachen der Wissenschaft"; die täglichen Sorgen und Placereien seines Amtes störten seine Gemüthsruhe und hemmten seine Forschungen, und endlich wurde auch seine Gesundheit wankend.

Als die Entdeckung des Elektro-Magnetismus durch Dersted ein neues Feld der Forschungen eröffnete, gehörte Davy zu den Ersten, welche die Experimente des Dänischen Forschers wiederholten und ihnen weitere Ausdehnung gaben. Er bewies in zwei Abhandlungen, die er der Societät vorlegte, daß der Draht, welcher die beiden Pole einer galvanischen Säule vereinigte, selbst magnetisch werde, daß er Feilspäne anziehe, und daß Nadeln, die man quer darauf legt, beständig magnetisirt werden. Herr Arago, der dieselben Experimente gemacht hatte, war Davy in diesen Resultaten zuvorgekommen, und seine darauf geführten glänzenden Entdeckungen machten die Resultate zu seinem Eigenthum.

Im Jahre 1821 las Sir Humphry eine Abhandlung über die elektrischen Phänomene, die sich im leeren Raume zeigen, und 1822 kommunizirte er der Gesellschaft eine interessante Abhandlung „Ueber den Zustand des Wassers und des luftförmigen Stoffes in den Höhlungen, welche man in gewissen Krystallen findet" — ein Gegenstand, der seine

Nachfolger im Forschen zu sehr merkwürdigen Resultaten geführt hat. In demselben Jahre las er eine andere Abhandlung „Ueber ein neues elektro-magnetisches Phänomen, welches die ersten Indicien elektro-magnetischer Rotation enthielt." Er schloß diese Reihe vermischter Schriften mit einer „Ueber die Anwendung von Flüssigkeiten, welche durch Condensation von Gasen als mechanischen Agentien gebildet sind." Diese Schrift veranlaßte Herrn Faraday's schöne Entdeckung der Liquefaction des Chlor-Gases.

Davy hatte jetzt die Lebens-Periode erreicht, in welcher Hang nach Verühmtheit nicht mehr das leitende Prinzip des Handelns ist, in welcher die Erfahrung das Urtheil reifer und besonnener macht. Schon war er bei jeder civilisirten Nation seiner Unsterblichkeit gewiß — schon hatte er seinem Vaterlande eine Schuld der Dankbarkeit aufgeladen, die es weder abtragen konnte noch wollte. Die gewöhnlichen Impulse zu intellektueller Thätigkeit waren nicht mehr vorhanden, und das Streben, seinen Mitmenschen praktische Wohlthaten zu erzeugen, ersetzte die jugendlichen Reizmittel. Es war in gewissem Betrachte ein Glück für Davy, daß seinem Forschergeiste jetzt ein Gegenstand sich darbete, der ihm ganz besonders eignete und bei dem auch jede civilisirte Nation interessirt war; allein derselbe Gegenstand wurde ihm eine Quelle so vielen Verdrußes, daß Davy's Freunde dieses neue Blatt im Kranze seines Ruhmes lieber weggewünscht hätten.

Die Commissionaire der Marine hatten der königlichen Societät angelegen, eine wissenschaftliche Untersuchung über die leichte Zerstorbarkeit des kupfernen Ueberzuges der Schiffe anzustellen. Davy selbst übernahm dies mühsolle Geschäft; er fand, daß das Metall durch ein Zusammenwirken der Luft und der salzigen Bestandtheile des Seewassers zernagt würde. Die Betrachtung, daß, nach den Gesetzen seiner elektro-chemischen Theorie, die chemische Attraction durch Veränderungen in dem elektrischen Zustande der Körper verstärkt, modificirt oder zerstört werden könne, brachte ihn auf den glücklichen Gedanken, die Wirkung des Wassers auf das Kupfer durch Veränderung der elektrischen Beschaffenheit des Metalles zu zerstören. Da das Kupfer nur im positiven Zustand auf Seewasser wirken kann, so glaubte er, die nagende Wirkung der See verhindern zu können, wenn er es in einem geringen Grade negativ machte. Zuerst wollte er die Voltaische Säule anwenden; aber diese unausführbare Idee wich bald einem einfacheren Plane: er brachte ein Stück Zink, Zinn oder Eisen mit dem Kupfer in Berührung. Anfangs glaubte er, es werde eine große Masse dieser Metalle erforderlich seyn; aber in Erwägung dessen, daß die Wirkung des Seewassers auf das Kupfer schwach und langsam ist, hoffte er bald mit Grund, eine schwache elektrische Kraft würde schon hinreichend seyn, diese Wirkung zu zerstören. Ein einziges Experiment überzeugte ihn von dieser großen Wahrheit, die er seinem Bruder (im Januar 1824) mit folgenden Worten brieflich mittheilte:

„Ich habe jüngst eine Entdeckung gemacht, die Dich aus mehr als einem Grunde erfreuen wird. Ich habe nämlich eine Methode aufgefunden, vermittelst welcher der so leicht zerstörbare kupferne Ueberzug der Schiffe unversehr erhalten werden kann. Man muß ihn negativ elektrisch machen. Meine Resultate sind von der schönsten und untrüglichen Art; eine Quantität Zinn giebt einer 200 oder 300 Mal größeren Quantität Kupfer so viel Elektrizität, daß sie auf das Seewasser keine Wirkung ausübt.“

„Ich bin, wie Du leicht denken kannst, durch Prinzipien zu dieser Entdeckung geleitet worden; sie wird der Regierung und dem Lande unberechenbar viel Geld ersparen. Ich könnte durch ein Patent für diese Entdeckung unermesslich reich werden; allein ich habe das Patent meinem Vaterlande geschenkt; denn es ist mein Voratz, in Allem, wobei das Interesse in Anschlag kommt, ohne Mangel zu leben und zu sterben.“

Um dieselbe Zeit theilte Sir Humphry seine Entdeckung der Regierung mit, und alsbald erging ein Befehl, die Methode unter Davy's Leitung an einem segelfertigen Kutter zu erproben. Auf das Ansuchen des Entdeckers wurden drei Modelle von Schiffen in dem Navy Office aufgestellt: den Kupferbeschlag des einen beschützten Zink-Streifen (hands); den des anderen Eisenplatten, die an die Kupferbekleidung gelötet waren, und das Kupfer des dritten ließ man unbeschützt. Die Modelle blieben mehrere Monate dem Seewasser ausgesetzt und wurden von Zeit zu Zeit durch nautische und wissenschaftliche Leute untersucht. Die Resultate waren so befriedigend, daß man den Erfolg des Experiments mit dem Kutter gar nicht abwartete. Die Methode Davy's wurde von der Admiralität und von Privatpersonen in großer Ausdehnung angewendet.

Noch fernere Experimente im Hafen von Portsmouth überzeugten Davy, daß Guß-Eisen die Kupferbekleidung der Schiffe am besten schützen könne. Auch in Betreff des notwendigen quantitativen Verhältnisses beider Metall-Bekleidungen, der schützenden und der beschützten, kam er auf wichtige Ergebnisse. Im Jahre 1823 gab er vollständige Rechenschaft von seinen Forschungen über diese und andere analoge Gegenstände in der Abhandlung: „Ueber das Verhältniß der elektrischen und der chemischen Veränderungen." Diese Schrift erwarb ihm die erste der von Georg IV. gestifteten königlichen Medaillen.

Obgleich aber Sir Humphry in seiner Theorie so glücklich war, obgleich ganz Europa die geniale Erfindung zu schätzen wußte, und obgleich der große Laplace das Prinzip, welches Davy dabei geleitet, als die größte aller seiner Entdeckungen betrachtete, so sollte der Entdecker doch fast nichts als Täuschungen und Kränkungen davon erleben. Schon in der ersten Zeit der Untersuchung hatten Herr Anonles und Andere den Skrupel angeregt, daß, wenn man den Kupferbeschlag unschädlich machte, die Seegewächse sich anhängen und somit die Bewegung des Schiffes behindern würden. Mehrere Schiffe lebten zwar mit ganz rein gebliebenem Beschlage in den Häfen zurück; aber im Allgemeinen bestätigte es sich allerdings, daß die Präservation des Kupfers von einem anderen Nachtheil begleitet war: es hing sich eine solche

Menge von Unkraut, Meer-Insekten, Schalthieren und Polypen daran, daß die Schiffe wirklich langsamer segelten. Dazu kamen noch chemische Veränderungen in der Schutz-Bekleidung und Ablagerungen auf dem Kupfer, die dem Schiffe sehr schädlich waren.

Um den Einfluß der raschen Bewegung auf die Wirkung der Schutz-Bekleidungen zu prüfen, begleitete Davy das Dampfschiff „Komet“, welches auf Ansuchen des Königs von Dänemark (1824) abgeschickt wurde, um die geographische Länge von Helgoland zu bestimmen. Nachdem die astronomischen Beobachtungen beendigt waren, stellte die Admiralität das Schiff ganz zu Davy's Verfügung, und er benutzte diese Gelegenheit zu einer Reise durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Reise waren ihm weniger erfreulich als die Erinnerung an die freundliche Aufnahme, welche er bei Männern wie Berzelius, Dersted, Gauß, Olbers und Schubmacher gefunden hatte.

Die Britischen Schiffe, deren Kupfer man nach Davy's Methode geschliffen hatte, bezeugten den theoretischen guten Erfolg, aber auch zugleich die praktische Unwirksamkeit der Erfindung. Die Häulniß an dem Kupfer derjenigen Schiffe, die von entfernten Häfen kamen, war so bedeutend, daß die Regierung im Juli 1825 den Befehl ergehen ließ, nur diejenigen Schiffe, die in den Britischen Häfen blieben, sollten den Schutz-Apparat behalten. Als man aber die zu Hause gebliebenen Schiffe untersuchte, fand man die Bekleidung derselben in einem noch schlechteren Zustande. Die Muscheln hingen so fest daran, daß man sie mit Gewalt abhaaren mußte, was ohne starke Beschädigung des Kupfers nicht möglich war. Unter diesen Umständen kamen die Agenten der Regierung (im September 1828) auf das verdrießliche Resultat, daß man von Davy's Erfindung durchaus keinen Gebrauch machen könne.

Jetzt regten sich wieder die Feinde Davy's, größtentheils bloße Handlanger in der Wissenschaft, und erlaubten sich in öffentlichen Blättern die unverschämtesten Ausfälle gegen Davy. Sogar die Neuheit der Erfindung wollten sie ihm absprechen. Was aber ein Gemüth wie das seinige am empfindlichsten verletzen mußte, war der Umstand, daß selbst Männer, die ehrenvolle Aemter bekleideten, über diese Demüthigung eines Wohlthäters der Menschheit zu frohlocken schienen. In einem Briefe, den Davy um jene Zeit an Herrn Children schrieb, sagt er unter Anderem: „Ich bin tiefer gekränkt, als ich seyn sollte; allein ich werde jeden Tag klüger — ich denke an jene Zeiten zurück, als man wissenschaftliche Forscher zum Lohn für ihre Verdienste dem Flammentode preisgab.“ Schon im Jahre 1825 hing Sir Humphry an, über Abnahme seiner Kräfte zu klagen; im Winter und Frühling 1826 konnte er nicht ohne Beschwerde ausgehen. Eine Art von Erstarrung in Hand und Arm, ein unregelmäßiger Pulsschlag und ein Gefühl von Erschlaffung im rechten Schenkel waren die furchtbaren Vorboten eines Schlagflusses. Im Dezember 1826 lähmte er plötzlich eine Lähmung der ganzen rechten Seite; doch erholte er sich in so weit wieder, daß er (im Januar 1827) mit seinem Bruder eine Reise nach Italien machen konnte.

Von Ravenna aus, wo sein Bruder ihn verlassen mußte, um den Pflichten seines Berufes in Korfu obzuliegen, besuchte Humphry Davy die östlichen Alpen, weil er der zunehmenden Hitze in Italien ausweichen wollte. Im Späthjahr 1827 kehrte er, ohne merkliche Besserung zu spüren, nach England zurück.

Nach seiner Rückkehr legte er die letzte Hand an sein interessantes Werk „Salmonia, oder Angler-Tage“; auch ließ er eine Abhandlung über die „Phänomene der Vulkane“ in die Philosophical Transactions einrücken. Auf den Rath seiner Aerzte machte er im Frühling 1828 wieder eine Reise auf den Continent. Er besuchte Triest, um an dem Bitterrothen einige Experimente zu machen; seine Abhandlung hierüber war die Gasse und letzte Mittheilung, die er an die Königl. Societät richtete. Im Januar 1829 erhielt er zu Rom die Nachricht von dem Tode des Dr. Boscawen, und am 1. Februar vollendete er das Manuscript seines posthumen Werkes „Trost auf Reisen.“

Den 20. Febr. hatte er ganz unerwartet einen starken paralytischen Anfall. Er diktierte einen Brief an seinen Bruder, Dr. Davy in Malta, und dieser machte sich alsbald auf den Weg nach Rom. Sobald Lady Davy hörte, daß ihr Gatte kränker geworden war, verließ sie London und kam in weniger als zwölf Tagen in Rom an. So hatte Sir Humphry die Freude, seine letzten Tage in Gesellschaft derer zu beschließen, die ihm auf Erden das Liebste waren. Lady Davy hatte die zweite Ausgabe der „Salmonia“ mitgebracht, in der er mit großem Vergnügen las, und wenige Tage darauf konnte der Kranke ausfahren. Er hatte sogar Kräfte genug, um von der prächtigen Erleuchtung der Peterskirche in der Nacht des Ostermontags Zeuge zu seyn. Am 30. April reiste er von Rom nach dem läbleren Genf; seine zärtliche und gefühlvolle Gattin reiste ihm voran, damit er ja überall die erforderliche Bräunlichkeit fände, und am 28. Mai fand der Kranke im Hotel de la Couronne zu Genf Zimmer, die für ihn eingerichtet waren. Hier legte er sich auf ein Sofa, von dem er dann und wann aufstand, um aus dem Fenster zu schauen. Er äußerte hier den sehnlichen Wunsch, in seinem lieben Rhone einmal angeln zu können. Bald darauf erzählte ihm Lady Davy den Tod des Dr. Thomas Young, der ihn bis zu Abbräuen führte. Dieser Tag war sein letzter.

Am fünf Uhr, so erzählt Dr. Davy, „ah er mit ziemlichem Appetit, und nach dem Essen ließ er sich, nach seiner Gewohnheit, vorlesen. Um 9 Uhr traf er Anstalt zum Schlafengehen. Beim Aufsteigen rief er mit seinem Ellenbogen gegen den vortragenden Arm des Sessels, auf welchem er sich niedergelassen hatte. Die Wirkung war ganz außerordentlich; es ergriff ihn am ganzen Körper ein Zittern, und er verspürte, wie er sich ausdrückt, ein Gefühl, als ob sein Tod ganz nahe sey. Er wurde so schnell als möglich zu Bette gebracht. Im Bette liegend verspürte er einen gelinden Fieberschauer, nahm einige schmerzstillende Tropfen und ließ sich dann etwas vorlesen, um, wie er sagte, recht angenehm einzuschlafen.“

Um halb neun Uhr wünschte er, allein zu seyn; ich verließ ihn

für die Nacht, und — für immer auf Erden. Sein Bediente, der immer in seinem Zimmer schlief, weckte mich um halb zwei, mit dem Bemerkten, daß der Kranke sehr übel sey. Ich ging sogleich zu ihm. Er hatte bereits das Bewußtseyn verloren; der Athem war langsam und konvulsivisch, und der Puls unmerklich. Nach wenigen Minuten verschied er. Sein Gesicht behielt im Tode den mildesten Ausdruck, zum Beweise, daß kein unsterblicher Theil von dem sterblichen ohne Kampf sich getrennt hatte.“

Die Stadt Genf gab ihre Hochachtung vor dem großen Hingeschiedenen durch ein feierliches Leichenbegängniß zu erkennen. Der Staatsrath, die Geisteslichkeit, die Societät der Künste, die physikalische Societät, die Studenten der Akademie und die Bürger von Genf begleiteten Humphry Davy's sterbliche Ueberreste zur Gruft.

(Edinb. Rev.)

Frankreich.

Griechische Tempel und Säulen in Paris.

Von Jules Janin.

Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß unser Volk sich wenig auf Architektur versteht. Unsere Einbildungskraft, diese in allen Dingen so fruchtbare französische Einbildungskraft, welche in den größten wie in den niedrigsten Dingen, in Dampfschiffen und im Strohrohr, im epischen Gedicht wie in Gigot-Armeln sich stets auszeichnete, wird mit einem Male von ungläublicher Trockenheit, sobald es auf Architektur ankommt. Tempel, Paläste, Theater, Kirchen, Wachhäuser, alle unsere Monumente gleichen sich, und doch wäre es mir unmöglich, zu sagen, in welchem Punkte sie einander ähnlich sind; daher schätze ich mich glücklich, in Bezug auf diesen Gegenstand eine noch nicht bekannte authentische Anekdote erzählen zu können, deren Helden unsere französischen Architekten eben nicht sind.

Ein jüngerer Bruder des Lord Spencer, ein wackerer und gelehrter Dorfgeistlicher, hatte Urlaub genommen, um Paris, diese Stadt der Wunder, wie man sie in seinem Dorfe nannte, auch einmal zu besuchen. Unser Engländer war ein Mann von Geist und Geschmack, von sehr feinem Geschmack sogar; aber ein wenig zerstreut. Schon seit langer Zeit war es sein heißester Wunsch gewesen, die große Hauptstadt in allen ihren Theilen kennen zu lernen, ihre Eigentümlichkeiten zu studiren. Vor ungefähr vierzehn Tagen kam er in einer ruhigen und klaren Sommernacht in Paris an, und nachdem er einige Zeit, von einem Manne, der sein Reisegepäck trug, gefolgt, durch unsere Straßen geschlendert war, befahl er seinem Führer, ihn in ein gutes Gasthaus zu bringen. Dieser empfiehlt ihm ein ziemlich elegantes Haus, in welchem unser Engländer die Nacht zubringt; aber wie viel seltsame Träume quälten den armen Reisenden, welches fremdartige Geräusch tönt in sein Ohr! Früh um 10 Uhr schon fährt er aus seinem unruhigen Morgenschlummer in die Höhe, so schlecht hat er geschlafen.

Um 10 Uhr Morgens ist Paris schon seit langer Zeit erwacht; jeder Einwohner hat bereits sein Tagewerk begonnen; Jeder bemüht sich, seinen Lebens-Unterhalt zu erwerben, sey es durch die Arbeit seiner Hände oder durch die seines Kopfes, durch List oder durch Redlichkeit, durch Intrigue oder durch Geist. Wie nun der arme Ausländer dieses große Geräusch hört, glaubt er, ganz Paris ergreife die Flucht, springt aus dem Bette, kleidet sich in der größten Eile an und läuft auf die Straße, ohne deren Namen zu wissen, ohne sich nach dem des Gasthofes, in welchem er die Nacht zugebracht hat, zu erkundigen. Sein Eifer war so groß, seine Neugier in so hohem Grade erregt, daß er lange Zeit rechts und links, durch tausend große und kleine Straßen, durch tausend Durchgänge, auf tausend Umwegen immer hin und her lief, still stand, bewunderte, wieder umkehrte, dann weiter ging, über Beläden eilte, staunte, — bis er, kurz und gut, nachdem er acht Stunden diese Promenade fortgesetzt, so vollständig sich verirrt hatte, daß er keine Möglichkeit vor Augen sah, sein Hotel und seine Straße wieder aufzufinden. Was war zu thun?

Glücklicherweise hatte William Spencer, trotz seiner beiden großen poetischen Namen (des Vornamens Shakespeares und des Familiennamens Spencer), ziemlich viel Ruhe und Gelassenheit, und seine Kaltblütigkeit hatte ihn nie bis auf diesen Tag des Entzusehens und der Verirrung verlassen. Sobald er vollkommen eingesehen, daß er in dieser großen Stadt keinen Bescheid wisse, fing er an, nachzudenken, wie er es wohl möglich machen könnte, jene Straße, deren Namen er nicht kannte, jenes Hotel, das er nur schlafend gesehen hatte, wiederzufinden. — Und in diesem Gasthose hatte er seine Kleidungsstücke, was sage ich? seine Kleidungsstücke! er hatte seinen Namen und seinen Paß, ja nicht bloß seinen Namen und seinen Paß, er hatte seine individuelle Freiheit darin gelassen! Seine individuelle Freiheit, sage ich? Nein! er hatte etwas dort gelassen, das mehr werth war, als diese, seine Börse! Der Fall war doch ernsthaft und ängstlich.

Der erste Augenblick der Verwirrung und Verlegenheit war, die Wahrheit zu gestehen, fast zum Verzweifeln; indessen verlor unser Engländer nicht den Muth. Er blieb auf dem Plage, wo er aus seinem Taumel erwacht war, stehen und wartete, bis der Zufall ihn irgend einen gutmüthigen Franzosen zuführe, der ihn mit seinem Rathe unterstützen und zurechtweise. Glücklicherweise ließ der Zufall, der nicht immer unser Feind ist, einen guten, geistvollen jungen Mann bei ihm vorübergehen; es war ein Architekt, der, nachdem er in Rom so manchen Preis gewonnen und in seiner Schule ich weiß nicht wie viel Tempel, Paläste, Theater, Hallen, Lyceen, Partbenons und Amphitheater erbaut hatte, jetzt in Paris die Häuser der Straße Mousquetard anfreunden ließ.

Der Fremde näherte sich dem Künstler mit jenem freundlichen gutmüthigen Lächeln, welches die beste Empfehlung in allen Städten und Ländern ist. „Mein Herr“, sagte er zu Ernst, „ich bitte Sie, mich mit

Nachricht anzuhören und nicht zu sehr über meine Einfalt zu lachen. Ich bin ein eblicher Engländer und habe niemals mein Dorf verlassen, bis ich, von einer unglücklichen Meugier getrieben, nur um Paris zu sehen, den Kanal passiert habe. Gestern Abend bin ich angekommen und habe mich nach einem Gasthof führen lassen, in welchem ich die Nacht zubachte; diesen Morgen aber habe ich in meinem Eifer, Alles zu sehen, von Allem zu hören, mein Hotel verlassen, ohne daran zu denken, daß ich heut Abend dahin zurückkehren muß. So sehen Sie mich nun vollständig verirrt, zum Fasten verdammt und . . . — „Mein Herr“, sagte Ernst, „das ist allerdings ein schwieriger Fall. Wir wollen mit dem Frühstück den Anfang machen.“ — Und sie traten in ein Kaffeehaus. — „Können Sie mir denn nicht irgend ein Zeichen geben“, sprach Ernst zu dem Engländer, als sie frühstückten, „ein Zeichen, mit dessen Hilfe wir die namenlose Straße und den Gasthof auffinden könnten?“ — „Mein Herr“, antwortete der Engländer mit sonderbar sicherer Miene, „das war es gerade, was ich Ihnen sagen wollte, als Sie die Güte hatten, mir so zu rechter Zeit ein Frühstück anzubieten. Ich halte mich noch nicht so ganz für verloren, wie Sie es vielleicht glauben mögen, denn jetzt erinnere ich mich ganz deutlich, daß das Haus, in welchem ich heute Nacht war, dicht bei einer Art von Griechischem Tempel liegt, den ich im Mondlichte glänzen sah; Sie wissen, mein Herr, große weiße Säulen, die hier und da durch Treppen getrennt und von langen Schornsteinröhren überragt sind, was mir freilich, die Wahrheit zu gestehen, gar nicht Atheniensisch schien.“ — Bei diesen Worten bricht Ernst, der alle Geheimnisse unserer Architektur gründlich kennt, in ein lautes Gelächter aus. „Wirklich!“ sagt er zu dem bestürzten Engländer, „und andere Zeichen wie diese, können Sie mir nicht geben? Sie wissen nicht einmal, ob in ihrer Straße ein Schlächter oder Parfümeriebändler wohnt? Sie sind um wenig vorgeschritten, mein Herr.“ — „Mein Herr“, sagte der Engländer ein wenig empfindlich, „sind in Ihrem Lande zufällig weniger Fleischscharen als Griechische Tempel?“ — „Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß es allerdings so ist; wir wissen in Paris die Zahl unserer Fleischbänke, denn es giebt nur 300 Schlächter hier; die Zahl unserer Griechischen Tempel aber kennen wir nicht. Kommen Sie“, fügte er hinzu, „Sie sollen erfahren, daß ich Recht habe, auch bleibt uns nicht mehr viel Zeit übrig, alle unsere Griechischen Tempel zu besuchen.“

Und sogleich machten sie sich auf den Weg, um den Gasthof in der Nähe des Griechischen Tempels aufzusuchen. — Zufällig befanden sie sich nicht weit von dem Italienischen Theater; ein Griechisches Gebäude, was die weißen Säulen und die darüber emporragenden Schornsteinröhren betrifft. — „Ist das Ihr Tempel?“ fragt Ernst den Engländer. — „Das ist mein Tempel“, erwidert dieser stehend; aber wenn er auch seinen Tempel erkannte, sein Gasthaus fand er nicht. — „Habe ich es Ihnen nicht gesagt?“ rief Ernst triumphierend. — Sie gingen rund um das Italienische Theater mit seinen Säulen, deren Zwischenräume mit Tischlerwerkzeugen und Fensterkreuzen angefüllt waren; so nützlich sind die Säulen für unseren schönen Griechischen Himmel! — „Verlieren Sie den Muth nicht“, sprach Ernst zu dem Engländer; es ist hier ganz in der Nähe noch ein anderer Griechischer Tempel.“ — Und sich links wendend, gingen sie der Magdalenen-Kirche zu.

„Das ist mein Griechischer Tempel!“ rief der Engländer mit Bewegung. — „Ich habe Furcht, daß es noch nicht der Ihrige sey“, sagte Ernst; „es ist eine katholische Kirche, mein Herr!“ — „Sie haben Recht“, antwortete der Engländer, nachdem er von allen Seiten sein Gasthaus gesucht hatte, „das ist noch nicht mein Tempel.“ — „Wollen wir nicht in ein Karioleat steigen?“ fragte Ernst; „wir haben noch so viel Griechische Tempel zu besuchen!“ — Der Engländer war schon ein wenig kleinlaut und hieg mit ihm in ein Karioleat. Einen Augenblick war Ernst unentschieden, nach welchem Tempel er den Fremden führen sollte; dann fiel ihm ein, daß in der Nähe der Deputirten-Kammer ein Hotel de Windsor, de Londres, du prince régent, oder irgend ein anderes Gasthaus sey; und er führte William nach der Deputirten-Kammer.

„Mein Herr“, sagte er, „das ist doch, hoff' ich, ein prachtvoller Griechischer Tempel! das sind Säulen! das sind Treppen! das sind Schornsteinröhren!“ — „Sie haben Recht“, sagte der Engländer; „und da ist ja auch mein Gasthaus.“ Aber in dem Hotel de Windsor erkannte Niemand den Engländer. — Ernst, welcher als Mann von Verdienst und Talent einen Schornstein in der Straße des Odeon wieder aufzubauen hatte, führte seinen Engländer nach dem Odeon.

„Da ist noch ein prachtvoller Griechischer Tempel mit den herrlichsten Schornsteinen geziert“, sagte er zu dem unglücklichen William; „es ist eine Schaubühne für Tragödien, und an möblirten Wohnungen fehlt es auf diesem Plage nicht.“ — Aber der Engländer erkannte weder sein Hotel noch seinen Tempel. — Indessen erinnerte sich Ernst, daß ihn im jardin des plantes ein Mauermeister, der ihn protegirte und ihm fort einige Arbeiten austragen wollte, erwartete; er führte also den Fremden nach diesem Garten, wo der Baumeister eben mehrere Griechische Tempel erbauen ließ. Tempel für die Panther, Tempel für die Raben, Tempel für den Elefanten und für die Giraffe.

„Meister“, sagte Ernst zu seinem Gönner, „hier ist ein Engländer, der einen Griechischen Tempel verloren hat und ihn nicht wiederfinden kann; wir haben schon mehrere gesehen und wollten Sie bitten, uns noch andere zu bezeichnen, denn der Herr kann seinen Gasthof nur mit Hilfe dieses Tempels wiederfinden.“

„Siehst Du, mein Sohn“, sagte der Maurer zu Ernst, „wie ich Recht hatte, als ich behauptete, daß die Griechischen Tempel doch zu etwas nützlich, und daß nur Säulen die Stütze der Architektur seyen. In welche Verlegenheit und Unruhe würde dieser fremde Engländer ge-

fürt seyn, wenn er den Griechischen Tempel nicht bemerkt hätte. Dank sey es jenen weißen Säulen mit ihren Schornsteinröhren, er wird früh oder spät seinen Gasthof wiederfinden; freilich muß er ihn auch suchen.“

— „Und das thun wir eben seit mehreren Stunden“, sagte Ernst.

„Der Griechische Tempel“, fuhr der Maurer fort, „ist die Zierde einer Französischen Stadt, und niemals werden wir Säulen genug in Paris haben. Hast Du die hübschen kleinen Tempel-Wachhäuser gesehen, die ich für unsere Nationalgarde erbauen ließ? Es sind eben so viele Denkmäler zu Ehren des Kriegsgottes Mars. Und die hübschen kleinen Griechischen Tempel auf dem Kirchhofe des Vater Lachaise, die ich errichten ließ! Sollte man nicht meinen, die Gräber der Weisen Griechenlands vor sich zu sehen? Ich bin der Phidias des Vater Lachaise, ich bin der Vitruv der Nationalgarde! Und weil dieser Engländer unsere herrlichen Säulengänge bemerkt hat, dürfen wir ihn nicht in seinem Elend verlassen! Hast Du ihn vielleicht zufällig nach dem Pantheon geführt?“ — „Das Pantheon ist kein Griechischer Tempel“, rief Ernst. — „Aber schöne Säulen hat es“, antwortete der Maurer. — „Hast Du ihm das Gebäude der medizinischen Fakultät gezeigt?“ — „Auch sie ist kein Griechischer Tempel.“ — „Doch mit schönen Säulen geschmückt.“ — „Wir wollen unseren Lauf aufs neue beginnen“, sagte Ernst.

Und sogleich gingen sie bis ans äußerste Ende der Stadt, nach der Kirche Unserer lieben Frau von Loretto, bis zur Barrière von Menaceaux, einem wahren Griechischen Tempel, dem Gott der Steuern errichtet. — „Hören Sie“, sagte der junge Architekt zu unserem Engländer, „es giebt in Paris 44 Barriären, alle mit Griechischen Säulen geziert, die zwar verschieden, theils gerade, theils krumm, cannelirt, hoch oder niedrig, immer aber Griechisch sind. Ich fell Sie doch nicht zu diesen 44 Barriären führen, nicht wahr?“ — „Mein Freund“, sagte der Engländer seufzend, „mein Griechischer Tempel ist viel größer als dieser, der nur eine kleine Nische auf seinem Gipfel hat. Sie sehen mich tief beschämt und sehr unglücklich.“ — Wenn aber der Engländer unglücklich war, so fing nun auch Ernst seinerseits an, ungeduldig zu werden. Wo sollte man den verlorenen Griechischen Tempel, wo weiße Säulen finden? — „Wollen wir im Palais-Noyal Mittagbrod essen?“ fragte er den Engländer. Und sie gingen nach dem Palais-Noyal. „Da sind wieder Säulen!“ rief Ernst.

Bei Tische sprachen die Leute von Herrn Berwer, der Säule des Gerichtshofes von Herrn Lamartine, der Säule der Literatur, von Mlle. Fanny Elster und Mlle. Tagliani, den beiden Ionischen Säulen der Oper, von Mlle. Mars, der Säule des Théâtre français, von Meyerbeer und Rossini, den beiden Säulen der Musik, und von so vielen anderen Parlaments-, Künstler-, Redner- und Gouvernements-Säulen, daß man einen Griechischen Tempel von Paris bis nach St. Petersburg damit erbauen könnte.

„Das sind verdammt viel Säulen!“ sagte Ernst. — Nach Tische gingen sie nach dem café des Mille-colonnes. Der arme Engländer konnte nicht mehr fort. — „Wollen wir nach dem Opernhause gehen, mein Herr?“ fragte der junge Architekt; „das ist auch ein Griechischer Tempel; wenigstens werden Sie da viele Treppen, viele Säulen und vorzüglich viele Schornsteinröhren finden. Wollen wir dahin gehen?“ — „Aber am Opernhause werde ich meinen Gasthof nicht auffindig machen.“ — „Nun, wenigstens doch viele Tempel und Säulengänge“, erwiderte Ernst. — Um nach der Oper zu kommen, mußten sie durch die Straße Richelieu gehen. „Hier ist ein halb Griechischer Tempel!“ sagte Ernst, auf die viereckigen Säulen des Théâtre français zeigend. Sie kamen bei einem umgestürzten Gebäude, einer Ruine der neuesten Zeit, vorbei. „Hier an diesem Plage“, sagte Ernst, „stand ein prächtiger Griechischer Tempel. Es war ein Veröhnungs-Denkmal für den Herzog von Berry.“ — Indessen neigte sich der Tag, und der Mond ging auf, indem sie um die Ecke der Straße Richelieu bogen. — „Jetzt hab' ich's gefunden!“ rief Ernst vor Freude triumphierend. — Und er führte ihn auf den Börseplatz, dem Theater der komischen Oper gegenüber. — „Da ist endlich Ihr Griechischer Tempel!“ — „Der meinige ist viel größer“, sagte der Engländer. „Wenn das ist, so drehen Sie sich um!“ rief Ernst. Der Fremde lehnte sich um und machte Front. O, Glück und Freude! Er sah sich dem Griechischen Tempel, den man die Börse nennt, gegenüber.

„Wahrhaftig, das ist mein Griechischer Tempel!“ rief der Engländer. — Und augenblicklich trat er in sein Hotel.

Als William Spencer nach seinem Dorfe zurückgekehrt war und man ihn fragte, was er von Paris denke, antwortete er: „Paris ist eine Vereinigung von Läden und Griechischen Tempeln.“

M a n n i g f a l t i g e s.

— Skizzen zu Shakespeare's Sturm. In England ist jetzt ein Nebenbuhler unseres Regsch aufgetreten, der nicht ohne Glück mit ihm konkurriert. Nachdem eben in Deutschland eine neue Lieferung zu N's. Shakespeare ausgegeben worden, tritt ein junger Engländer, Herr C. Selous, mit Zeichnungen nach dem „Sturm“ auf, die von einem fleißigen Studium seines Deutschen Meisters sowohl als des großen Englischen Dichters zeugen. Das Werk, der Prinzessin Victoria gewidmet, ist mit erklärendem Texte in vier Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch, ausgestattet. Noch vor zwanzig Jahren hätte man es wohl für etwas Unmögliches gehalten, daß in England selbst ein Engländer Dichter in Deutscher Uebersetzung abgedruckt werde. Aber die Speculation des Buchhandels auf einen Weltmarkt macht immer größere Fortschritte. Verleger des vorliegenden Werkes ist Herr Schloß, ein Deutscher in London etablierter Buchhändler.